

(Nachdruck verboten.)

28]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Frau Béjard hat unter einer entsetzlichen Migräne zu leiden, sie erfüllt aber nichtsdestoweniger mit tadellosem Takt ihre Repräsentationspflicht bei diesem Diner, das gar kein Ende nehmen will. Wie gern würde sie auf all die Gemeinheiten kräftige Antwort geben, durch die die braven Leute, Dupouilly an der Spitze, den guten Ruf Bergmans' zu begeistern beflissen sind, um sich bei dem Hausherrn lieb Kind zu machen.

„Sehr gut! Ausgezeichnet! Haben Sie gehört, gnädige Frau?“

Und der Mann aus Sedan beeilt sich, Gina das amüsante Pötkchen in zweideutigen Worten ins Ohr zu tuscheln. Wenn sie auch in den allgemeinen Beifall nicht einstimmt, muß sie doch zum mindesten durch ein verbindliches Lächeln, ein liebenswürdiges Neigen des Kopfes für die Mittheilung danken.

Béjard studirt seine neue Rolle ein. Er schwadronirt und kannegießert mit den parlamentarischen Kollegen um die Wette und befeißigt sich, wie sie, als Sachverständiger über Enqueten, Kommissionsberathungen, Budget und Berichterstattung ein Langes und Breites zu reden.

Herr Dobouziez spricht noch weniger als sonst. Der Gedanke, seine Tochter unglücklich zu wissen, hat ihm vor der Zeit zum Greise gemacht, er liebt sie viel zu sehr, um sich durch Gina's Verstellungskünste über den wahren Stand der Dinge täuschen zu lassen. Dobouziez ist seit einem Jahre Witwer, sein Haar ist gebleicht, die Brust eingefallen und das Haupt vornübergeneigt. Allem Anschein nach sind einige seiner Probleme ungelöst geblieben, oder der untrügliche Rechenkünstler hat all seinen Scharfsinn an ein unlösbares Exempel verschwendet.

Beim Nachtisch bittet man die Hausfrau von allen Seiten, etwas zu singen. Regina ist noch im Besitz ihrer schönen Stimme, der mächtigen, schmiegsamen Stimme, der Laurent bei der Soiree in Gemigem mit solchem Entzücken gelauscht hatte; ja, das Organ hat noch an Ausdrucksmacht gewonnen, es strahlt die Melancholie und den lebenserfahrenen Ernst aus, der auch die einst so heiteren Züge der Sängerin verändert hat. Und heute singt sie auch nicht mehr den Walzer aus „Romeo“, sondern ein schwermüthiges Schubert'sches Lied.

Herr Dobouziez sitzt abseits für sich in einer Ecke und hängt an den Lippen der Sängerin, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legt. Es ist Béjard, der ihm halblaut zuflüstert: „Wir wollen einen Augenblick rüber in mein Arbeitszimmer gehen, Papa, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.“

Unwillig, sich der einzigen Zerstreuung, die ihm noch bleibt, beraubt zu sehen, folgt Dobouziez, der von dem eigenthümlichen Klang der Stimme des Deputirten einigermaßen betroffen ist, dem vorausschreitenden Schwiegersohn.

Die Beiden nehmen an dem Schreibtisch einander gegenüber Platz, Béjard öffnet eine Schublade, kramt in einer Dokumententasche und reicht Dobouziez einen Haufen Papiere über den Tisch.

„Wollen Sie, bitte, von diesen Briefen Kenntniß nehmen!“

Er lehnt sich behaglich in den breiten Lederstuhl zurück, trommelt mit den Fingern auf der Lehne, während sich seine Augen bemühen, den Eindruck der Lektüre an Dobouziez' Gesicht abzulesen.

Auf den Zügen des Lesenden drückt sich eine zunehmende Bestürzung aus, er erbleicht, kneift den Mund krampfhaft zusammen und läßt die Papiere auf den Tisch sinken.

„Wollen Sie mir endlich sagen, was das zu bedeuten hat?“

„Das bedeutet ganz einfach, daß ich ruiniert bin, und daß man in vierzehn Tagen oder längstens vier Wochen über mein Vermögen den Konkurs eröffnen wird, wenn Sie mir nicht zu Hilfe kommen!“

„Zu Hilfe kommen?“ Dobouziez fährt erschrocken vom Stuhle auf. „Aber Unglücklicher, ich habe mich für Sie ja schon in Verlegenheiten gestürzt, aus denen ich mich kaum

herausarbeiten kann! Wie die Dinge gegenwärtig liegen muß das Unglück, das über Sie hereinbricht, auch mich mitreißen. Es ist Wahnsinn oder beispiellose Unberfrorenheit, wenn Sie unter diesen Umständen noch auf mich rechnen...“

„Und trotz alledem werden Sie zusehen müssen, wie Sie die Sache möglich machen, Herr Dobouziez! Es sei denn, daß Sie vorziehen, als Schwiegervater eines Zahlungsunfähigen, eines Bankrotteurs vor der Welt zu paradien... Aber Sie haben ja die Briefe wohl gar nicht zu Ende gelesen! Haben Sie nur die Güte, in der Lektüre fortzufahren. Sie werden dann unschwer einsehen, daß die Sache mindestens reichliche Ueberlegung verdient! Sie müssen zugeben, daß die Verantwortung mich nicht trifft. Wer konnte auch voraussehen, daß Smithson u. Comp. in New-York, ein solch bombensicheres Bankhaus, zusammenbrechen würde! Und habe ich etwa den Ankauf der Kupferminen von Szrenitz, deren Aktien just zwanzig Prozent unter Pari gefallen sind, angerathen? Wenn Sie der Wahrheit die Ehre geben, müssen Sie mir zugeben, daß lediglich Ihr blindes Vertrauen auf diesen kleinen Ingenieur, Ihren ehemaligen Waffengefährten, der uns das Geschäft antrug...“

„Schweigen Sie!“ unterbricht ihn Dobouziez. „Kein Wort weiter! Die wahnwitzigen Casespulationen, die in kaum vier Tagen die gesammte Wittgift Ihrer Frau verschlungen haben, habe ich Ihnen wohl auch gerathen? Was? Und dieses sinnlose Hazardspiel, das Ihr Dupouilly für Ihre Rechnung in Staatspapieren betreibt? Glauben Sie denn wirklich, die Börsebesucher sind so dumm, um auch nur einen Augenblick anzunehmen, daß die hundert- oder zweimalhunderttausend Frank Differenzen, die das Schaf, das außer der Wolle, die seinen Dackmäuserschädel schmückt, keinen Wollfaden sein eigen nennt, bezahlen mußte, aus seiner Tasche kommen? Und um das Maß vollzumachen, ist dieser plattfüßige Kerl, der Ihnen in seiner heuchlerischen Unterwürfigkeit am liebsten die Stiefel abdecken möchte, im besten Zuge, Ihnen einen regelrechten Fußtritt zu versehen! Man muß hören, wie er Sie in Ihrer Abwesenheit behandelt! Selbst dieser elende Nichts wendet Ihnen schon verächtlich den Rücken! Er scheut sich nicht mehr, auf der Börse laut und öffentlich zu erklären, was er über diese Auswanderungs-Agentur denkt, Ihren neuesten Industriezweig, der Sie unter Umständen mit dem Staatsanwalt wird Bekanntschaft machen lassen. Wui Teufel!“

„Mein Herr!“ rief Béjard, vom Stuhle aufspringend, „Dupouilly ist ein elender Verleumder, den ich einsperren lassen werde!“

Ohne auf den Einwurf zu achten, fuhr Dobouziez erregt fort: „Welch jammervolles Niederstiegen von Stufe zu Stufe! Und dabei sind Sie glücklich so weit heruntergekommen, einen schimpflichen Handel mit Menschenfleisch anzufangen! Man ist wirklich versucht, den Gerüchten, die über Sie in Umlauf sind, Glauben zu schenken! Ich weiß wahrhaftig nicht, wer mir lieber ist, ein Sklavenhändler oder ein Auswanderungs-Agent? Nicht einmal so viel Schamgefühl haben Sie gehabt, der „Gina“, dem Schiff, das heute alle diese Elenden nach Buenos Aires schleppt, einen anderen Namen zu geben! Und Ihre politische Fegerei! War ich's etwa auch, der Ihre Kasse um die Goldstücke und Kassenscheine erleichterte, die dazu dienen, Ihnen den Wahlsteg zu sichern? Ich will gar nicht erst davon reden, mit welchem Enthusiasmus und welcher Aufrichtigkeit...“

Dobouziez hatte seine würdige Haltung und seinen überlegenen Ton von ehemals wiedergefunden und spie seinem Schwiegersohn den ganzen Giftvorrath, den er in sich aufgespeichert hatte, ins Gesicht. „Aber daran ließen Sie sich noch nicht genug sein. Nicht zufrieden damit, sich dummerweise zu ruiniren und mit sträflichem Leichtsinne das Vermögen Ihrer Frau und Ihres Kindes zu vergeuden, machen Sie Gina obendrein auch noch unglücklich. Sie bringen nicht nur Ihrem politischen Ehrgeiz maßlose Opfer, nein, Sie halten sich auch Maitressen, Sie halten es für Ihre Standespflicht, Schauspielerinnen auszuhalten unter dem Vorwande, daß das das Ansehen eines Mannes in der Welt erhöht! Einfach etelhaft! Und das ist noch nicht einmal alles! Die Lasterhöhlen von Met-Dyd haben keinen zuverlässigeren und freigebigeren Stammgast als

den Deputirten Bédard! Herr, wenn ich nur an mich denken wollte, ich würde Gina mit ihrem Kinde noch heute Abend zu mir nehmen, und Ihnen überlassen, angesichts Ihres leeren Geldschrankes und Ihres erschöpften Kredites Ihre großspurigen Wägchen fortzusetzen . . .

„Ihre Tochter! Ja, wir wollen einmal ein wenig bei diesem Gegenstand verweilen,“ stieß Bédard, dessen zornbebende Hände in seinem rötlichen Badenbart wühlten, mit heiserem Lachen heraus. „Die Forderungen und die phantastischen Launen der gnädigen Frau sind bei Ihrer Abrechnung leider gar nicht in Ansatz gebracht. Alle Wetter noch eins! Ich war wohl oder übel gezwungen, mich in wilde Spekulationen zu stürzen und auf gewinnbringende Geschäfte zu sinnen, um nur ihre Luxusbedürfnisse, die die einer Dame der Halbwelt sind, halbwegs zu befriedigen. Meine Einkünfte aus dem Rhederei-geschäft reichten dazu nicht entfernt aus. . . Mein Gott, das war ja auch bei der netten Erziehung, die Sie ihr haben angedeihen lassen, gar nicht anders zu erwarten.“

„Weshalb haben Sie sie denn da überhaupt geheiratet?“ warf Dobouziez ein. „Ja gewiß, ich war stolz und glücklich, sie so schmuck und strahlend zu sehen und ihr allerhand Kostbarkeiten, an denen sie Vergnügen fand, zu kaufen. Wenn ich nichts weiter als ihre Schneiderrechnungen zu bezahlen gehabt hätte, wenn ich nur für ihr Vergnügen, ihren Schmuck und allerlei Kostbarkeiten zu sorgen gehabt hätte, wäre es wahrhaftig nicht so weit mit mir gekommen, nein, meine Verlegenheiten begannen erst mit dem Augenblick, als ich in die Zwangslage kam, zu den Unkosten Ihres politischen Sports beitragen und für Ihre Summen aus abenteuerlichen Unternehmungen aufzulegen zu müssen. Reden Sie also nicht davon, was mich Gina gekostet hat, bei Verschwendern und Spekulanten Ihres Schlages ist es mit dem Gelde allein nicht gethan, da verliert man mit dem Vermögen zugleich auch die Ehre . . .“

Dobouziez ließ sich erschöpft in den Sessel sinken.

Bédard war, während er sprach, ruhelos im Zimmer auf und abgegangen, er hatte seinen Schwiegervater ruhig reden lassen und begnügte sich bei den bittersten Wahrheiten, die ihm ins Gesicht geschleudert wurden, ein leises Pfeifen hören zu lassen.

Ueber ihnen erklang ununterbrochen Frau Bédard's eindrucksmächtige melancholische Stimme. Und diese Stimme übte auf den alten Mann ihren eindringlichen seelischen Zauber und fand den Weg zu seinem Herzen. Denn wenn es der kluge Geschäftsmann auch nicht verwirren konnte, daß er sich über die kaufmännische Ehrbarkeit seines Schwiegersohns in solch haarsträubender Weise getäuscht hatte, so machte sich Dobouziez vor allem Vortwürfe darüber, daß er das Glück, die Ruhe und die Ehre seiner Tochter den Zufälligkeiten und Gefahren einer solchen fragwürdigen Lebensgemeinschaft ausgesetzt hatte.

Er hatte schon oft genug an eine Ehescheidung gedacht. Wäre nur das Kind nicht gewesen, das die Mutter bei der gerichtlichen Scheidung zu verlieren fürchtete! Wenn er vorhin der präfabrierten eigenen Lage gedacht hatte, so hatte er sich wahrlich keiner Uebertreibung schuldig gemacht. Auf die Jahre des Glückes war eine Periode des geschäftlichen Stillstandes und Niederganges gefolgt. Seit lange schon arbeitete die Fabrik mit Verlust, sie beschäftigte nur noch die Hälfte ihres ehemaligen Personals. Dobouziez hatte schon zehnmal das Aeußerste anbieten müssen, um Bédard wieder flott zu machen. Die Bédard gemeldete Zahlungseinstellung des amerikanischen Hauses zog auch ihn in Mitleidenschaft. Wie sollte er dieser neuen Schwierigkeit Herr werden? Das einzige Mittel, sich aus dem bösen Handel zu ziehen, bestand darin, die Fabrik und seinen gesammten Besitz mit Hypothekenschulden zu belasten. Er würde wohl das schwere Dyster auch noch bringen müssen, denn es ging doch nicht an, daß er den Gatten seiner Tochter, den Vater seines Enkels bankrott erklären ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge eines Naturfreundes.

November.

Der Himmel war mit einer gleichfarbig grauen Wollendecke behängt. Die Sonne war unsichtbar und nicht der leiseste Schein von Helligkeit verrieth ihren Stand. Es herrschte ein bleiernes trübes Wetter und die Luft war rauh und ein wenig feucht. Herrn Tanzmann's Ohren wurden roth, er rieb sie aber von Zeit zu Zeit, so

daß das Blut in ihnen in Bewegung kam und der Kälte von außen eine um so größere Wärme von innen entgegensetzte. Herr Tanzmann marschirte ganz unwillkürlich etwas schneller als gewöhnlich.

Der Weg führte durch eine langgestreckte Ortschaft, die jetzt, wo die Bäume ihres Blätterkranzes beraubt waren, einen recht ärmlichen Eindruck machte. Die kleinen Dorfhäuser und die strohgedeckten Scheunen lagen unfreundlich da in der düsteren Umrahmung schwarzer Bäume, deren kahle Zweige sich in vielgliedriger Verästelung in die trübe Luft ausbreiteten. Die Gärten waren bedeckt mit buntfarbigem Laub, man konnte noch ganz gut die orangerothen Blätter der Sauertirsen von den gelben und grünlichen der übrigen Obstbäume unterscheiden. Auch der schmutzige Dorfweg mit seinen nassen Rinnen von Wagenrädern war hier und da mit einem bunten Teppich von Laub bedeckt. Hier herrschten die verschrunpften grünlichen Fiedern der Mäzen und die braunen Blätter der Kastanien vor. Herrn Tanzmann's Fuß raschelte durch das aufgehäufte Laub, so daß er eine Schaar Spagen aufscheuchte, die in einer Bodsdornheide gesessen hatten und nun in das leere Geäst eines krummen Pflaumenbaumes flogen. An derselben Heide schlich sich eine Kacke auf leisen Sohlen hin, sie hatte es ohne Zweifel auf eine der kleinen Kohlweizen abgesehen, die in dem Dornengebüsch ein ziemlich sicheres Versteck hatten. In der Nähe des Gasthofes bildete das Regenwasser einen kleinen Tümpel, der von einem Volk Gänsen als Badeplatz benützt wurde. Hier erweiterte sich die Dorfstraße zu einem Platz, in dessen Mitte eine „Friedenseiche“ sowohl wegen ihrer diebstahrsicheren Umzäunung als auch wegen ihres dichten erdbraunen Laubes in die Augen fiel.

Die Dorfbewohner hatten sich bereits auf die Winterkälte vorbereitet. Die Brunnenrohre waren mit Stroh umwickelt und um die Grundmauern der Häuser lag ein dicker Wall von welchem Kartoffelkraut, der die Kellerfenster verhüllte und den Frost von den Wohnungen abhalten sollte. Aus den Schornsteinen der kleinen einstöckigen Wohnhäuser drangen schwarze Rauchwolken, deren anheimelnder Torfgeruch Herr Tanzmann mit Wohlgefallen aufnahm. Der Rauch zertheilte sich und schwebte zum Erdboden herab, die Luft war zu stark mit Wasserdampf erfüllt, als daß er in ihr hätte emporsteigen können. Sie war so trüb, daß den ganzen Tag über eine unveränderliche fahle Dämmerung herrschte. Die hellsten Farben erkrankten Herrn Tanzmann heute matt, selbst die milchweißen Fruchtstängelchen, mit denen die Schneebeerensträucher eines Bauerngartens behängt waren, konnten heute keine Kontrastwirkung mit ihrer Umgebung hervorrufen.

Es fielt etwas verbannt Trübes in so einem Novembertage! sagte der Wanderer zu sich. Es ist weder der farbenbunte milde Herbst noch der markige robuste Winter. Es ist keine Melancholie und keine Strenge, der November hat etwas Schleimendes, Finsteres, er ist rauh und unwirsch und unendlich trüb wie der Tod!

Herr Tanzmann verließ das Dorf und wanderte auf ebenem, sandigen Wege dahin, dessen Seiten durch Reihen von Hängebirken bezeichnet waren. Die dünnen Zweige der Bäume fielen malerisch wie Haarsträhne von den Ästen herab, und während diese und der Stamm mit schneeweißer Rinde bedeckt waren, hatten die Zweige einen blassen karmirothen Schein. Die Gegend war ziemlich unfruchtbar, es waren sehr sandige Acker, die zum theil die grauen Ueberreste der Lupinen trugen. Ein Theil lag auch vollständig brach und war bedeckt mit den rothangelassenen Rosetten des Reihersäbels, der auch jetzt noch nicht müde geworden war, seine kleinen rosaröthen Blüthen emporzuschicken. Wenige Acker waren auch mit Roggen besät, der jetzt, obwohl schlecht aufgegangen, doch schöne grüne Flächen bildete. Trotzdem blieb die Gegend armselig, wer hier den Acker bebaut, der mochte wenig Freude an ihm haben. Von Zeit zu Zeit tauchten einige Krähen auf, deren heiseres Schreien die Luft durchdrang. Bisweilen ließ sich eine auf dem Ackerlande nieder und watschelte ziemlich unbeholfen und langsam über den Boden hin. Bedeutend stiller waren die niedrigen Haubenlerchen, die wenige Schritte vor Herrn Tanzmann quer über den Weg trippelten. Sie rannten mit ihren kurzen Weindchen so geschwind, daß man sie nur in schnellem Laufe eingeholt hätte. Sie erregten sogar den Reiz des Herrn Tanzmann, der sich auf seinen schnellen Schritt etwas einbildete und mit dem niemand auf die Dauer gehen konnte, ohne sich die Schwindsucht anzulassen.

Im Weitergehen hatte der Wanderer die immerhin seltene Gelegenheit, einen lebenden Maulwurf zu beobachten. Es war nicht recht erschrocken, wies das lichtbeue Thier an die Oberfläche der Erde gelangt war. Möglicherweise hatte es den finsternen Tag für eine Fortsetzung der Nacht angesehen. Jedenfalls bemerkte es Herr Tanzmann, als es gerade im Begriffe war, sich wieder in die Erde einzuwühlen. Es schob sich scharrend so schnell hinab in den Sand, daß es im Nu verschwunden war. Herr Tanzmann jedoch war rasch am Beck, er spiegelte seinen Spazierstock an der Stelle, wo das Thier wühlen mochte, in die Erde, bog ihn zur Seite und grub den Maulwurf auf diese Weise wieder aus. Dieser war jedoch mit der neuen Situation keineswegs zufrieden, sondern trachtete augenblicklich danach, sich wieder in die Erde hinein zu wühlen. Mit seinen Vorderbeinen, die zu kurzen breiten Grabhaukeln umgestaltet waren, mit dem spitzen Nüssel, dem kurzen halslosen Kopf bohrt er sich der Maulwurf wie ein Keil in den Boden. Herr Tanzmann sah dem Treiben des schwarzen Thieres mit Interesse zu. Das ist auch so ein alter Wähler, dachte er, den sie überall mit

Kleines Feuilleton.

Blinder Wuth verfolgen. Wie soll er denn den Boden von Ungeziefer säubern, wenn er ihn nicht hier und da unterminirt? Aber sie haben immer den Wähler gehaßt wegen der paar unschuldigen Zerstörungen, die er anstiftet; daß aber ihre ganze Saat und Ernte ohne ihn von Engerlingen, Schnecken und anderem Geschmeiß vernichtet würde, das vergessen sie ihm, die Unantbarern.

Von neuem grub er den Maulwurf aus der Erde heraus, aber es war unmöglich, ihm eine nach oben gerichtete Senkung beizubringen. Sofort strebte er mit der Hartnäckigkeit des Fanatikers danach, seine Wühlarbeit fortzusetzen. Er dachte gar nicht daran, wegzulaufen oder kraftlos den Widerstand aufzugeben, sondern stredte sofort den Rüssel und die Grabfüße scharrend in den Boden. Herr Tanzmann grub ihn dreizehn mal wieder aus und dreizehn mal bohrte sich das Thier mit derselben Ausdauer in den Sand. Das merkwürdige dabei war, daß sein schwarzes sammetnes Fell bei diesen Prozeduren nicht den geringsten Schmutzflack zeigte. Außerlich und innerlich unantastbar ging der Maulwurf aus dieser strengen Prüfung hervor. Herr Tanzmann zog den Hut vor ihm — freilich nicht tief, weil es kalt war — und ging zufrieden weiter.

Der Wirkenweg führte an einer ziemlich kreisrunden Erdvertiefung vorüber, die, plötzlich mitten in der Landgegend, den Eindruck eines künstlich gegrabenen Kessels machte. Sie mochte wohl etwa 30 Meter im Durchmesser haben, und da ihre Ränder ringsherum dicht mit Bäumen bestanden waren, so war sie schon von weitem bemerkbar gewesen. Jetzt sah Herr Tanzmann, daß dieser Kessel einen märkischen „Ruhl“ darstellte, einen kleinen Sumpf, der, von steilen Wänden eingefast und etwa 3 Meter unter dem Ackerland gelegen, mit Sumpfgewächsen überzogen war, mit gelbgrünem Sumpfmooß und immergrüner Andromeda und Torfheere. Direkt am Ufer wucherten Erlen und Faulbaum, während weiter oben auf trockenem Stande Haselsträucher, Ebereschen, Weißdorn und Espen wuchsen. Auch ein paar Spindelbaumbüsche standen da und gewährten mit ihren farmoisirten geöffnieten Samenapfeln, aus denen die dottergelben Körner hervorleuchteten, einen effektvollen Anblick. Wie kam aber diese Erdsenkung überhaupt in diese ebene Gegend? Künstlich angelegt konnte der Kessel nicht sein, als Lehmgrube war er zu groß und zu gleichmäßig und was sollte er sonst für einen Zweck haben? Es mochte also wohl eine jener Spuren der Eiszeit sein, ein „Niesentopf“, wie ihn das Gletscheris der Alpen in den Voden bohrt und wie es jene vorzeitlichen Eismassen ebenfalls gethan haben mögen.

Das heißt, sagte der Wanderer zu sich, wir waren nicht dabei, Herr Tanzmann, als das geschah, und die Gelehrten auch nicht. Aber möglich ist es schon, und so lange wir keine andere Erklärung haben, müssen Sie sich eben damit bescheiden, Herr Tanzmann!

Damit verließ er den Sumpf und ging auf dem Wirkenwege weiter. Nach einiger Zeit verloren sich die Bäume, und der Weg wurde breiter und noch sandiger als zuvor. Der Boden nahm immer mehr den Charakter der Steppe an. Hier hatte kein Flug mehr das Erdreich umgestürzt, hier wäre jede Aussaat verloren gewesen. Auf dem dünnen, mit kleinen Kieseln durchsetzten Lande standen die Reste einer armseligen Steppenvegetation. Die leeren kurzen Halme des Reinstengrasses gaben dem Boden einen schmutzig gelben Ueberzug. Und so weit das Auge des Wanderers an diesem trüben Tage reichte, so weit war diese trostlose dürre Steppe ausgebreitet. Hier und da stand ein einzelner verkrüppelter und zwerghafter Kiefernbusch, der wie ein düsterer Schatten über diesem öden Lande zu lagern schien. Weiterhin wurde die Wodenbede ganz und gar schwarz, ein steinkohlenfarbenes Schwarz, das von einem dünnen Moos herrührte. Wie ausgebrannt erschien die ganze Oberfläche des Landes, so düster und traurig, als ob hier die Natur ein wild hoffnungsloser Verlassenheit hätte malen wollen. Diese schwarze Wüste war von einem fast unpassirbaren Sandwege durchschnitten, es war einer jener unglücklichen Wege, die sich wider den Willen der Passanten bilden. Jeder suchte ihm zu entfliehen, indem er möglichst am Rande auf dem Moose ging, aber weil nun jeder auf die Ränder trat, waren auch diese bald abgelaufen und der lockere tiefe Sand kam hervor, in dem das Fortkommen eine fürchterliche Anstrengung war. Und so mieden die neuen Passanten immer wieder den Sand und gingen an den neuen Rändern hin, und so wurde der Weg breiter und breiter. In der Mitte freilich, in der keines Menschen Schritt mehr, selbst kein Wagen mehr den Boden bewegte, siedelte sich von neuem das Moos an. Dadurch entstanden parallele Wege, und jeder einzelne hatte wieder dasselbe Schicksal. Und so bildete diese Straße ein verwickeltes System von Wegen mit allerhand Verzweigungen, Verschmälerungen und Verbreiterungen. Herr Tanzmann bergewandertigte sich im Geiste die Geschichte dieses Weges. Solange Menschen diese unwirthliche Steppe durchlaufen und durchsahren mußten, mochte dieser Kampf herrschen mit dem Wege, der anderwärts ein Freund des Menschen, hier seine Last und sein Fluch war. Aber diese unglückliche Sandstraße stimmte ganz zu der einförmigen traurigen Landschaft, zu der schwarzen Steppe, die an dem rauhen, trüben Novembertag trostlos war dem je. Herr Tanzmann wanderte nachdenklich über das dürre Moos. Der Tag wurde immer trüber. Schon jetzt gegen 4 Uhr kam die Abenddämmerung. Und es dauerte nicht lange, so breitete sich das Dunkel der Nacht über die schwarze Steppe. —

Curt Grotte wig.

ed. **Uebabsichtigt.** Ein Frömmel gab eine Gartengesellschaft und hatte dabei, um die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, einen Tisch aufgestellt voller Traktätchen und sonstiger frommer Schriften. Ein Plakat mit großen Buchstaben war oberhalb des Tisches befestigt und lud die Vorüberwandelnden ein: „Es wird gebeten, hiervon ein Andenken mitzunehmen. Sie können keinen Schaden thun, wohl aber viel Gutes.“ Ein Witzkopf, der sich unter den Gästen befand, brachte es fertig, das Plakat unbemerkt von seinem Platte zu entfernen und an einem Pflirschbaum zu befestigen, der ganz beladen war mit den schönsten reifen Früchten. Es braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden, daß, als die Gesellschaft fort war und der Wirth seinen Garten in Augenschein nahm, er den Traktätchentisch unberührt, seinen Stolz aber, den Pflirschbaum, seiner lodenden Früchte völlig beraubt fand. —

— **Die Juden in Tripolis.** Dr. L. H. Grothe schreibt in der „Geographischen Zeitschrift“: Die ursprünglichen afrikanischen Juden, schon seit der Diaspora und der Ptolemäerzeit anässig, finden wir am zahlreichsten in Tripolitaniern. Nicht nur, daß sie in der Hauptstadt gegenüber den später eingewanderten spanischen Juden — im Gegensatz zu den algerischen und marokkanischen Handelsplätzen — die Ueberzahl bilden, selbst noch häufiger als in den Atlasbergen und in einigen Oasen Südalgierens leben an der Küste wie im Hochland von Messellata, Mharian und Deyren starke Siedelungen solcher afrikanischer Israeliten. Sie haben sich an diesen Orten fast vollkommen der Lebensweise der sie umgebenden Bevölkerung assimiliert. So haufen sie in der Mhariangegend in den dort üblichen troglodytenartigen, in den Kalkstein gebauten unterirdischen Wohnungen. Auch vom Ritual ist an solchen Stellen manches abgeschleift, im Widerstreit zu den orthodoxen Stadtjuden. Die tripolitaniern Juden treten jedoch nicht nur als Waller, Geldwechsler und Händler auf, sondern auch als tüchtige Handwerker und allerdings seltener als Bodenarbeiter. Die meisten Schneiderwerkstätten, in denen die Kleidung der Eingeborenen gefertigt wird, befinden sich in jüdischen Händen. Weiterhin sind sie als Schmiede (so in der Ortschaft Hanarus, östlich von Tripolis), ferner als Gold- und Silberarbeiter, als Sticker, Schreiner, Steinmetzen thätig. In den Küsten-Oasen widmen sie sich häufig dem Olivenhandel und der Delzubereitung, in den Bergen dem Weinbau und der Weinstellung. Vor ihren Glaubensangehörigen in Algerien und Tunesien zeichnen sich die tripolitaniern Juden durch große Umgänglichkeit, Gastfreundschaft, Mithätigkeit, Sanftmuth und regen Bildungseifer aus. An Körperlichkeit, Selbstbewußtsein, und was das schlimmste, an Sauberkeit stehen sie jedoch diesen Stammesangehörigen bedeutend nach. Ihre Orthodoxie grenzt ans Fabelhafte. Durch strenges Einhalten der rituellen Gebote, durch Bewahrung altväterlicher Gebräuche sind sie nächst den tunesischen Juden in ganz Afrika bekannt. Verdrückungen hatten die Israeliten Tripolitaniens von den türkischen Behörden verhältnismäßig wenig zu erdulden, selbst unter den Cata-manis und den Korsarenüben wurden sie glimpflich behandelt. Die Regierung hat ihren ziemlich straff organisirten Gemeinden vollkommene Verwaltungsfreiheit belassen. Alle öffentlichen und privatrechtlichen Angelegenheiten unterstehen den Rabbinern der Judenschaft. Diese vertheilen die Gemeindesteuern, vermögen Geldbußen wie auch Prügelstrafen zu verhängen. Sie besitzen sogar ein Vann- oder Interdiktrecht, das gegen widerpenstige oder freistümige Mitglieder nach Belieben gerichtet werden kann. Dieser Vannspruch ist zugleich auch von empfindlicher sozialer Wirkung, da den übrigen Religionsgenossen im Falle derselben jeder gefellige wie geschäftliche Verkehr mit dem vom Interdikt Betroffenen untersagt wird. Ehen zwischen Jüdinnen und Christen oder Jüdinnen und Mohamedanern und umgekehrt sind geradezu undenkbar. Sofort würde die vollständige, meist sehr zahlreiche Anverwandtschaft der Abtrünnigen in der Erwerbsmöglichkeit durch den Vann in strengster Form bedroht. Mindestens 8000 Juden mögen Tripolis bevölkern. Das ist gegenüber ihren 85 000 Seelen beinahe $\frac{1}{4}$ der städtischen Bevölkerung. Zahlreich sind sie auch in der Meschitha-Oase und in den übrigen Küstencentren, namentlich in Siliten und Misrata. Im Gebirgslande sitzen sie namentlich längs der durch die Mharianberge laufenden Karavanenwege und zwar in den Ortschaften Terhrinna und ben Abbäs. Das Wilajet Tripolitaniern dürfte zum mindesten 15 000 Israeliten bergen. —

Theater.

— Ein preisgekröntes Drama. Die Kommission der großen Ausstellung in Turin hatte einen Wettbewerb für das beste Drama ausgeschrieben. Eine große Menge dramatischer Arbeiten kamen vor die Preisjury. Drei eingereichte Stücke wurden der Ehre gewürdigt, im Teatro Politeama Gerbino vorgeführt zu werden. Als drittes und letztes wurde ein Drama zur Aufführung gebracht unter dem Titel „Anima“. Dieses dreitägige Werk fand beim Publikum stürmische Aufnahme und erhielt mit einstimmigem Votum der Preisjury den Preis von 2000 Lire. Der Name des Einsenders lautete Amelia Roselli in Rom. Der Währungspruch der Preisjury und der Name der Dichterin wurden mit Jubel im Publikum aufgenommen. Die Turiner Kritik rühmt die Schönheit und Kraft der Sprache des Dramas und verkündet, daß dasselbe bald die Kunde über alle Bühnen machen werde. —

Erziehung und Unterricht.

— In diesem Wintersemester haben sich bis jetzt an der Berliner Universität 160 Frauen einschreiben lassen. Davon sind nicht weniger als 102 Preuzinnen; aus dem übrigen Deutschland widmet sich nur eine Sächsin und eine Mecklenburgerin dem Studium an der Berliner Universität. Aus Rußland kommen 26 studierende Frauen, aus Amerika 21, England sandte 3, Oesterreich 2, Schweden, Dänemark, Rumänien, Bulgarien sind je durch eine Dame vertreten. Zwölf von den 160 Studentinnen sind verheirathet. Aus der Uebersicht über das gewählte Studium kann man wohl schließen, daß eine große Anzahl Lehrerinnen sich der Vervollkommnung ihrer Studien in den Schulfächern widmen. Nur drei Medizinerinnen zählt die Berliner Universität, was sich aus den Schwierigkeiten erklärt, die man wegen des anatomischen Studiums macht. Drei Damen studiren die Rechtswissenschaft, sechs Staatswissenschaften; die übrigen Damen gehören der philosophischen Fakultät an und zwar studiren hier die größte Anzahl Philologie, Literatur, Philosophie, Geschichte, Kunstgeschichte. —

Völkerkunde.

— Die französische Expedition Bonchamps, die von A b e s s h n i e n her F a s c h o d a am Nil erreichen und sich mit der Expedition Marchand vereinigen wollte, mußte, ohne an ihr Ziel gelangt zu sein, den Rückmarsch antreten. Trotzdem hat sie werthvolle Ergebnisse durch die Erforschung des W a r o, des oberen Arnes des Sobert, gehabt. In dem Bericht, der darüber in der „Voss. Zig.“ veröffentlicht wird, ist eine Schilderung der Y a m b o - R e g e r, die dieses Gebiet bewohnen, von besonderem Interesse. Die Yambo sind von reiner Negerrasse; sie sind groß, schlank und haben regelmäßige Züge. Ihre Waffen sind lange, spitze, im Feuer gehärtete Stöcke und Lanzen mit einer aus einem Giraffen-Schienbein gefertigten Spitze, deren Schäfte mit Straußenfedern geschmückt sind. Sie sind ganz nackt, doch tragen bisweilen die Weiber kleine Schurze aus Glasperlen, die Männer gut bearbeitete Hammelfelle, die sie an ihrem Gürtel befestigen. Sie tragen Verzierungen aus Kupfer, Messing, Eisen, Zinn, Galbänder und Armbänder aus Perlen, aus kleinen Stücken zylindrischen Holzes und aus Rückenwirbeln von Fischen. Ihre Sprache ist aus Nehlauten zusammengesetzt. Ihre Nahrung besteht aus Mais, Moorhirse, ehbaren Wurzeln, Fischen, Flußpferdfleisch und den bei ihnen sehr beliebten Yamswurzeln; sie trinken eine Art Bier aus sehr gepfeffelter Moorhirse und haben sehr kleine, primitive Hühner. Ihre Behausungen sind kegelförmige Hütten, bestehend aus einem Strohdache und Steinschichten aus getrocknetem Thone, gemischt mit Asche und einer schwarzen Düngererde. Diese Hütten sind außerordentlich sauber und gut gehalten; das Innere und die Höfe sind madamantirt mit der erwähnten Mischung, die hart und glatt wird. —

Geologisches.

t. Die wissenschaftliche Ausnutzung des letzten Vesuv-Ausbruchs ist schon verschiedentlich erwähnt worden. Der italienische Mineraloge Matteucci hat bei dieser Gelegenheit eigenartige Beobachtungen unternommen, die auf gewisse Fragen der Entstehung von Gesteinen Licht zu werfen vermögen. Das Verfahren des Forschers bestand darin, daß er von der fließenden heißen Lava Theile aufhief und sie künstlich mit verschiedener Schnelligkeit und unter verschiedenem Druck erkalten ließ. Auf diese Weise war es ihm möglich, mehrere vulkanische Gesteinsarten, deren Zusammensetzung von der Schnelligkeit der Abkühlung und dem Grade des Druckes während der Erstarrung abhängig ist, versuchsweise nachzuahmen. Wichtig sind diese Untersuchungen besonders für die Kenntniß der Bedingungen, unter denen sich die einzelnen Mineralien aus einer flüssigen Gesteinsmasse heraus krystallisiren. —

Technisches.

gr. Große Drahtseilbahn in Kolumbien. Diese Drahtseilbahn bezweckt eine Verbindung des unteren Magdalenaströmes mit der 2700 Meter hoch gelegenen Hochebene von Bogota, Kolumbien, das an Naturerzeugnissen und Mineralien sehr reich ist, aber bezüglich des Transportwesens noch äußerst schlecht bestellt ist. Die gesamte Ein- und Ausfuhr wird durch Maulthiere bewältigt, die auf unbeschreiblich schlechten Wegen mit ihrem bis 125 Kilogramm schweren Gepäc auf dem Rücken die drei Gebirgszetteu der zwischen Fuß und Hochebene gelegenen Korbilleren erklimmen. Der Zustand, in dem die Waaren nach vier- bis fünfstägiger Maulthierreise oben ankommen, spottet oft jeder Beschreibung; viele Thiere stürzen bei diesem Transport, und die Güter bleiben dann oft wochenlang auf dem Wege, unter freiem Himmel, mitamnt den Thieren liegen. Diesem elenden Zustande soll nun die Drahtseilbahn ein Ende machen. Sie ist rund 53 000 Meter lang, bei einem Höhenunterschiede von 2100 Metern. Anschließend an den Endpunkt der Dorada-Eisenbahn in Krancaplunas, überschreitet sie zunächst den Magdalenaström mit einer Spannweite von 540 Metern und führt mit 15 Theilstreden und 16 Haltestellen bis zur Hochebene. Von diesen 16 Haltestellen sind 8 zugleich Kraftanlagen. Zum Betrieb der Bahn, die Kohle, Salz, Baumwolle, Tuch in Kisten, Bier in Fässern, Klaviere, kurz alle Waaren befördern

soll, dienen acht Dampfmaschinen mit insgesammt 450 Pferdekräften.

Die Linie ist von dem deutschen Ingenieur G. Jaum in 3-monatlicher angestrengter Thätigkeit festgelegt worden, was insofern große Schwierigkeiten bereitete, als der Urwald infolge seiner üppigen Vegetation sehr hinderlich war. Die festpunkte wurden meistens nachts — durch Feuer- und Raketen-Signale genau bezeichnet und dann mit geeigneten Instrumenten bestimmt. Da in der Nähe auch Steinkohlen-Lager vorhanden sind, die bis jetzt allerdings nahezu werthlos waren, weil die Förderlofen bis zum Strom zu groß sind, so werden durch diese große Drahtseilbahn auch die Gruben erschlossen und dem Lande nutzbar gemacht werden. —

—ss— Celluloid-Streifen von 15 Kilometern Länge sind nach dem „British Journal of Photography“ neulich bei der Eastman Kodak-Company in Rochester (New-York) bestellt worden. Dieselben sollen einem amerikanischen Erfinder namens Dromm zu einem kinetoskopischen Apparate seiner Erfindung dienen, den er Cellograph genannt hat. Es wurden drei Celluloid-Streifen, auf die natürlich wie bei dem Kinematographen Momentenphotographien aufgeklebt werden sollen, hergestellt, jeder genau 15 250 Meter lang; jeder davon kostete 40 000 M., so daß dieser Auftrag allein eine Ausgabe von 120 000 M. verlangte. —

Humoristisches.

— Qualifikation Kaufmann: „Haben Sie denn Kenntnisse in der Porzellanbranche?“

Bewerber: „Gewiß!“

Kaufmann: „Was würden Sie zum Beispiel thun, wenn Sie ein werthvolles Stück zerbrächen?“

Bewerber: „Ich würde es wieder zusammensetzen und an einen Platz stellen, wo es ein Kunde herunterreißen muß.“

Kaufmann: „Es ist gut, Sie sind engagirt!“ —

— Schuld und Ehre. Der Wiener Kleinbürger Josef Prohaska hat den Wiener Kleinbürger Franz Striegl im Streit geohrfeigt. Striegl klagt, und der Richter verurtheilt Prohaska zu einer Buße von fünf Gulden an die Armenkasse.

„Ah na, kaiserlicher Herr Rath!“ ruft Striegl enttäuscht aus, „Hab' denn ich die Ohrfeig' kriegt oder die Armenkasse?“ —

— Stoßseuffer. Frau (aus einer Zeitung vorlesend): „Der Frostspanner hat ein flügelloses Weibchen.“

Mann (der unter den „Flügel schlägt“) seiner Frau viel zu leiden hat): „Da führt er ja ein beneidenswerthes Dasein!“ — („Luft. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In der Saison von 1895/96 wurden in Preußen allein 2 400 000 Hasen erlegt. —

— Eine Frau, die in dem badischen Dorf Schlechtin au erzogen wurde und jetzt in England verstorben ist, hat der Gemeinde ein Vermögen von elf Millionen Mark vermacht. — Abwarten, liebe Schlechtinauer, abwarten! —

— In Ebergassing (Nieder-Oesterreich) schlenderte eine Frau ihren vier Jahre alten Sohn in die Fische und sprang hierauf selbst hinein. Beide ertranken. Die Frau hatte die Geschäftseulden Schulden gemacht und fürchtete, daß ihr Mann benachrichtigt würde. —

— In einem Briefkasten hatten in dem belgischen Dorfe Wazenzeele zwei Meisen ihr Nest aufgeschlagen. Die Vögel haben den ganzen Boden des Briefkastens eingenommen. Das Weibchen, das brütete, verschwand manchmal unter den Briefen und entfloß nicht, wenn der Briefträger den Kasten leerte. Diesen Sommer war der Briefkasten mit einem halben Duzend junger Vögel bevölkert, die den Schnabel aufsperrten und schrien, wenn sie die Nütze des Briefboten bemerkten. —

— Im „Diario“, einer in Barcelona erscheinenden Zeitung, findet sich folgende Notiz: „Das „Vlaubuch“ und das „Auswärtige Amt“, zwei englische Zeitungen, die eine Art Evangelium oder Koran für die Jingoes geworden, lassen keine Gelegenheit vorübergehen, Krieg zwischen England und Frankreich zu provoziren. —

— Fast die Hälfte der Stadt Kamenskaja (Rußland) ist niedergebrannt. Zwölf Personen sind in den Flammen umgekommen. —

— Herter's Heine-Denkmal wird inmitten der Anlage des Grand Concourse in New-York aufgestellt und im April 1899 enthüllt werden. —

— Nach einer aus New-York eingegangenen Nachricht ist der amerikanische Dampfer „Cabatan“ gesunken. Von der 28 Mann starken Besatzung sind fünf Personen ertrunken. —

— Die erste regelmäßige deutsche Dampferverbindung auf einem chinesischen Strome wird jetzt zwischen Shanghai und Hankow eingerichtet. —